

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Sonette aus Oberkrain.

### I.

Hier sieh' ich auf zerrissnen Felsenzinken,  
Auf lust'ger Bergeshöh' und schau in's Thal:  
Aub Felser, Wiesen, Dorf und Bächlein winken  
Aus ferner Tiefe mir im Sonnenstrahl.

Hier seh' den Pflug ich, dort die Sichel blinken,  
Doch Alles regt sich ohne Laut und Hall;  
Hier kann das Aug' belebte Farben trinten,  
Doch an das Ohr dringt Dir kein munt'rer Schall.

Nur hie und da ein fernes Glockensummen,  
Das Dir des Windes flüchtig Wehen bringt —  
Darauf das alte schaurige Verstummen!

So, wenn in schimmernde Vergangenheit  
Dft meiner Seele Blick hinüber dringt,  
Hör' ich des Glückes fernes Abendläuten!

### II.

Gefesse rings in hochgethürmten Schichten  
Umgißt des Bergsee's düst're Uferstellen,  
Hier stehen alte baummoosbärt'ge Fichten  
Und schauen träumend in die dunkeln Wellen.

Der Laubwald rauscht die ewigen Geschichten  
Bom Blätterfall, der Zeit, der flüchtig schnellen;  
Die Wolken ziehen sich im schweren, dichten  
Gemenge um den Mond, den silberhellen.

Geröll, entlockert, poltert in den Klüften,  
Hier tost ein Bach, dort murmelt eine Quelle,  
Dort kreist ein Geier kreischend in den Lüften;

Nur etwas ist ohn' Laut und ohne Regung,  
So wie die Thrän' in Deinem Aug', die helle:  
Der stille See — die innere Bewegung.

Ludwig Waldk.

## Ein Abenteuer in Mexiko.

(S h I u b.)

Ich hörte die Lampe leise auf den Boden stellen. Sie warf nur wenig Licht in das Gemach; aber ich lag auf dem andern Ende, und meine Augen waren an die Dunkelheit gewöhnt. Die hereinfallenden Schatten zweier Menschen ließen sich unterscheiden. Ueber ihre Personen konnte ich eben so wenig im Zweifel sein, als über ihre Absicht. Mein Puls stockte; eiskalt überließ es meinen Körper, und meine Stirne überzog sich mit kaltem, klebrigen Schweiß. Ich glaube nicht, daß es

Furcht war, was ich fühlte, sondern eher das Entsetzen, so sterben zu sollen, abgeschlachtet wie ein Schwein in einem gemeinen Strafenwirthshaus, ohne die Hoffnung, einen erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Doch nahm ich mich zusammen und machte mich auf einen mannhafteu Kampf gefaßt; ich wollte mein Leben wenigstens so theuer als möglich verkaufen. Sie kamen herein.

Der Wirth und Diego, der Negerindianer. Die muskulösen Arme des Letztern, so dunkel wie Bronze, waren bis an die Schulter entblößt; er trug in der Hand ein langes Messer, das, wenn zufällig ein Strahl der Lampe darauf fiel, wie Silber glänzte. Der Wirth trug als Waffe ein schweres Machete. Er sah bleich, fast leichenfahl, aber gleichwohl entschlossen aus, während die spizig zugeseilten Zähne in dem zu einem Grinsen verzogenen Munde des Sambo an das Gebiß eines klaffenden Hundes erinnerten. Beide waren barsuf.

Des Schlimmsten gewärtig, duckte ich mich auf meine Maisstreu nieder. Mendez war von den beiden Schurken der minder Kräftige, und ich konnte ihn zu überwältigen und zu entwaffnen hoffen, wenn schon diese Aussicht verzweifelt genug schien, da ich obendrein nicht einmal wissen konnte, ob er nicht Spießgesellen in Aufsweite hatte.

„Mach hurtig!“ sagte der Wirth mit heiserer Stimme.

Schnell und leicht wie ein Panther schoß der Sambo nach dem Bette hin und bohrte sein Messer durch die Decke, die sich alsbald mit Blut färbte. Wieder, wieder und wieder! Ich sah die Klinge in der Luft blinken und hörte den dumpfen Schall des Stoßes beim Eindringen in den Körper des Opfers, das erwacht war und mit einem gurgelnden Schrei einen Versuch machte, sich aufzurichten. Dieses war so schnell geschehen, daß ich mich von meiner Ueberraschung noch nicht erholt hatte, als der verrätherische Wirth schon seinem schwarzen Spießgesellen zu Hilfe eilte und seine Machete gleichfalls in den noch athmenden Körper stieß. Ich vernahm ein tiefes Mechzen, einen erstickten Seufzer, dann war Alles stille. Die schöne That war vollbracht und eine Cimmengung nutzlos, ja schlimmer als nutzlos, denn ich konnte nicht daran zweifeln, daß der arme Betrunkene irrtümlich ermordet wurde, und daß die beiden Schurken seine Leiche für die meinige hielten.

„Er ist zur Hölle gefahren!“ rief Diego tief aufathmend.

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“ fragte Mendez stotternd.

„Ja wohl. Seine Wirbelsäule ist schlaff, und das Herz schlägt nicht mehr. Der Engländer wird sich nicht darüber beklagen, daß man seinen Schlaf gestört habe, Meister. Hier unter dem Kopfpolster ist sein Sack, seine Börse und sein Taschen-

buch, wie ich ihn sie vor dem Niederlegen durch den Thürspalt verstecken sah."

Ohne ein weiteres Wort entfernten sich die beiden Mörder. Ich hörte ihre Tritte immer schwächer werden, und sah, wie der letzte Lichtstrahl der Lampe, die sie mit sich nahmen, verschwand. Das Blut starrete noch immer in meinen Adern. Die Vorsehung hatte mich vor einer schweren Gefahr bewahrt, aber um welchen Preis? Wer war der Mensch, der statt meiner ermordet wurde? Ich konnte es nicht errathen. Doch jetzt kam mir der Gedanke, die Elenden würden wahrscheinlich zurückkehren und die Leiche holen, um sie zu begraben; würde ich dann entdeckt, so war ein neues Verbrechen gewiß. Auf dies mochte ich es nicht ankommen lassen. Ich stand hurtig auf, zog Rock und Stiefel an, ging, das blutige Bett und die darin liegende Leiche vermeidend, auf den Zehenspitzen durch das Zimmer und flog durch das Fenster hinaus, an dessen Sims ich mich auf Armeslänge hinunter ließ, um dann vollends auf den Boden hinunter zu rutschen. Ich fiel schwer auf und blieb eine Weile betäubt liegen, nahm aber keinen Schaden. In dem Garten, in den ich niedergefallen, war es hell genug, so daß ich mich wohl zurecht fand und das Gartenthürchen erreichte, welches nach der Landstraße hinaus führte. Jetzt eilte ich was ich konnte der noch in Schlummer versenkten Stadt Kalapa zu.

Zufällig stand jener Bezirk damals unter dem Kriegsrecht, und die machthabende Partei wünschte ein gutes Einvernehmen mit den auswärtigen Regierungen. Ein Soldatentrupp begleitete die Polizei, welche ich möglichst eilig nach dem Straßenthürhaus führte. Das Hofthor, das noch geschlossen war, wurde auf Befehl des mitausgezogenen Alcalde von den Soldaten mit den Gewehrkolben eingeschlagen. Man fand in einer Ecke des Hofes zwei Männer, die beim Licht einer Laterne mit dem Ausschäufeln eines Grabes für meine vermeintlichen Ueberreste beschäftigt waren. Sie wurden umringt, festgenommen und natürlich sogleich als Diego und sein Herr erkannt.

Die Schurken zeigten bei ihrer Verhaftung große Betretenheit; als sie aber meiner ansichtig wurden, wandelte sie ein wahres Entsetzen an. Sie fielen auf ihre Gesichter nieder und schrien laut gen Himmel um Gnade, indem sie in unzusammenhängender Weise ihr Verbrechen eingestanden.

"Rühret sie an," sagte der Führer der Soldaten zu mir; "sie halten Euch für einen Geist. Teufel! sie gedachten, durch ihre saubere Arbeit Euch zu einem solchen zu machen."

Als die Elenden sahen, daß ich nicht nur lebte, sondern auch frisch und gesund war, änderten sie ihren Sinn und nahmen ihr Geständniß zurück.

"Das wird sich Alles ausweisen," sagte der Alcalde mit einem grimmigen Lächeln und ließ nun die Schurken gebunden und unter starker Bedeckung nach dem verhängnißvollen Gemach führen. Hier lag nun unter der durchbohrten Decke der stumme Zeuge — der arme Ermordete.

"Wollt Ihr noch weiter läugnen?" fragte der Alcalde.

Das Gemach war jetzt vom Fadellicht taghell beleuchtet. Die Leiche lag mit dem Gesichte nach unten gekehrt, und das

schwarze Haar fiel wirr auf das Rissen nieder. Die Mörder zitterten. Diego fand zuerst seinen Muth wieder.

"Alle Teufel!" rief er, "Ihr habt uns; könnt Ihr uns nicht hängen ohne all' diesen Lärm. Ich für meinen Theil wollte nur —"

Er wurde durch einen wilden Ausschrei unterbrochen. Die Wirthin, durch das Getümmel geweckt, war eingetreten und sah ihren Mann gefangen in einem Gemach, in welchem ohne ihr Wissen ein Verbrechen verübt worden! Aber was noch schlimmer, in der verstümmelten Leiche hatte das Auge der Mutter auf den ersten Blick ihren Sohn, ihren einzigen Sohn erkannt, welchen in der Dunkelheit sein eigener Vater erschlagen. Sie eilte auf den erkalteten Körper zu, umschlang ihn mit ihren Armen und erhob ein Zetergeschrei, an das ich bis zu meiner Sterbestunde denken will.

"Der Ermordete war also der Sohn des Wirths?"

"Ja, der blasse Student. Es stellte sich heraus, daß der junge Bursche, ein frühreifer Schlemmer und Spieler, gewöhnt war, Nachts sich aus dem Hause zu stehlen und in Kalapa mit den ärgsten Taugenichtsen Gemeinschaft zu machen. In selbiger Nacht war er schwer betrunken von einigen Kameraden zurückbegleitet worden, die ihm, damit seine ihn im Bette wählenden Eltern nichts merkten, zu dem offenen Fenster meines Zimmers herein halfen; er hatte es nämlich für unbewohnt gehalten und lieber hier seinen Rausch ausgeschlafen, als durch das Stolpern nach seinem eigenen Gemach Jemand im Haus wecken zu wollen. Daher die Katastrophe."

"Und der Wirth — der Sambo?"

"Beide wurden am Tagesanbruch, nachdem sie zuvor einem Priester gebeichtet, gehentt. Man macht in Mexiko kurzen Proceß. Mein Depeschensäckel und meine Börse wurden in einem Schranke wieder aufgefunden. Aber die arme Mutter — ich hatte tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Geschöpf. Ich ersuhr nachher, daß sie vor Jammer den Verstand verlor."

## Volksmärchen aus Krain.

### I. Was die Vögel singen.

Es war einmal ein Bauer, der hatt' einen Sohn, welcher in der Stadt studirte. Und als er schon viele Jahre gelernt, so wollte ihn sein Vater heimhaben zur Arbeit. Da bat er aber und flehte. Nur ein Jahr sollt' er ihn lassen, er wollte lernen, was die Frösche quackten? Dem Vater schien das wunderbarlich, er ließ ihn aber gewähren. Ehe noch das Jahr um war, bat wieder der Sohn: Ein Jahr nur sollt' er ihn lassen, er wollte lernen, was die Hunde bellten? Und der Vater ließ ihn. Darauf, als auch das zweite Jahr vergangen, kam der Bauer selbst in die Stadt und wollt' ihn nimmer lassen. Doch der Sohn bat und bat, noch wollt' er lernen, was die Vögel fängen; das sei das wichtigste, alles andere sei eitel dagegen. Der Bauer brummte etwas von „dummem Zeug“, fuhr aber wieder ab und der Sohn blieb in der Stadt zurück, um zu lernen, „was die Vögel fängen.“

Als aber das Jahr wieder um war, kam der Sohn selbst zu seinem Vater zurück, stellte sich an seine Seite und arbeitete unverdrossen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und alles gedieh wohl unter seinen Händen, worüber der Vater sich sehr freute. Einmal gingen beide vom Felde heim und kamen in einen Wald. Es war Abend und die Vögel zwitscherten ihr Abendlied. Da fragte der Bauer seinen Sohn: Was die Vögel fangen? Lange weigerte sich dieser, endlich, nachdem der Vater versichert, sei es noch so Schlimmes, er wolle es verzeihen; da sagte er: „Die Vögel fangen, ich sollt einmal Euer Vater werden!“ Sie gingen weiter, aber den Bauer verdroß das Wort gar sehr und er brachte es nicht aus dem Sinne. Andern Tags befahl er zweien Knechten: Wenn sie im Walde Holz fällten, sollten sie seinen Sohn todt schlagen. Im Walde nun erwachte ihr Gewissen; sie fielen ihrem jungen Herrn zu Füßen und bekannten ihm Alles: Wie sie ihn hätten ermorden sollen, nun aber sich nicht heim wagten; er solle sie bei sich behalten, sie wollten ihm folgen bis an's Ende der Welt. Er verzieh den Beiden und so gingen alle drei weiter, ohne zu wissen wohin. Endlich kamen sie zu einem einsamen Gehöfte. Vier Hunde an langen Ketten bellten davor. Da sagte der junge Herr zu den Knechten: „Wartet ein wenig, ich will hinzuhorchen, was die Hunde bellen!“ Bald kam er zurück: „Wir sollten uns auf den Weg nach Rom machen.“ Nachdem sie auf die Heerstraße gelangt waren, zogen sie gegen Rom. Matt und müde kamen sie gegen Abend an eine Brücke, wo sie im Schatten der Bäume ausruheten. Im nahen Bache aber quackte eine Menge Frösche mit aller Macht in allen Tonarten. Und wieder horchte der Sohn und rief erfreut aus: „Die Frösche sagen, als einmal der Papst über diese Brücke gezogen, sei sie eingestürzt, der Papst ertrunken und sein ganz Gefolge mit ihm; noch liege der Stab des heiligen Vaters im Schlamm begraben. Ich sollt ihn holen, und damit gegen Rom fahren.“ Nun ließen ihn die beiden Knechte an Stricken hinunter und er fand den silbernen Stab und sie zogen darnach weiter.

Nach vielen Mühsalen und Irrfahrten gelangten sie eines Tages in die heilige Stadt. Von allen Kirchen ertönten die Glocken und alles Volk strömte in die Peterskirche, worin die Cardinäle und Prälaten saßen und rathschlagten, wen sie wohl zum Papst wählen sollten. Die drei Wanderer gingen nun auch in die geweihten Hallen, der Herr mit dem silbernen Stabe voraus, setzten sich in die letzten Bänke, bekreuzten sich und beteten andächtig. Tiefe Stille herrschte in der Kirche, da auf einmal erscholl Flügelschlag und eine weiße Taube setzte sich auf das Haupt des Studenten. Doch bemerkte sie Niemand und sie flog davon. Und wieder kam sie zum zweiten Male, und da entstand eine Bewegung unter den Leuten. Und zum dritten Male kam sie geflogen, und nun wurden auch die Cardinäle aufmerksam, holten ihn, und fragten ihn, woher er käme. Er erzählte ihnen alles getreulich und lieferte auch den Stab des Papstes aus. Sie aber steckten für kurze Zeit die Köpfe zusammen und endlich erklärten sie, der neue Papst sei gefunden und kein anderer, als der fahrende Student, der heilige Geist selber habe ihn als Oberhaupt der Kirche bezeichnet.

Nun wurde er auf den Thron gesetzt, er wählte Cardinäle und seine zwei Begleiter, die Knechte, beschenkte er reichlich, nahm sie zu seinen Dienern an, und regierte weise und glücklich.

Es geschah aber hernach, daß es den Bauer sehr zu reuen begann, weil er seinen Sohn zu morden befohlen und wohin er auch zur Beichte ging, nirgends fand er Erleichterung, und so beschloß er, nach Rom zu pilgern, um beim heiligen Vater selbst Verzeihung für seine Missethat zu erlangen. Da er nun zum Papste gekommen, erkannte dieser sofort seinen Vater, sagte deshalb, er könne heute nicht beichten, er solle Morgen sich beim Mittagsmahle einfinden; übrigens wisse er, was seine Seele bedrücke, wofür ihm der Bauer herzlichst dankte, und sich im Stillen wohl auch wundern mochte. Am die angegebene Zeit erschien er denn auch nächsten Tags, worauf er wohl aufgenommen, zum Ehrensitz geleitet wurde und seine Verwunderung den höchsten Grad erreichte. Nun führte ihm der heilige Vater sein Verbrechen vor, wie sein Sohn vielleicht in Sünden gestorben und so des ewigen Heiles beraubt wäre, wofür sein Vater hundertfach werde büßen müssen. Zerknirscht sank ihm der Bauer zu Füßen, „kein Heil sei mehr für ihn, weder im Leben noch im Tode“ — „Noch, Vater noch“, rief der Papst aus „denn Euer Sohn lebt und ist nicht gestorben, wie ihr wähnnet, ich bin Euer Sohn!“ Da stürzte der Bauer seinem Sohne an den Hals und der sagte: Die Vögel hatten doch Recht, da sie fangen: ich würd' einmal Euer Vater!“ Der Bauer aber rief übergelüchelt: „Gott hat alles zum Besten gewendet, Ihm laß uns danken!“ Und er lebte bis an sein Ende zufrieden und in Freuden. J. S.

## Ueber die Spitzen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als der erste Erfinder der jetzt verwendeten Spizennmaschine wird ein Strumpfwirker „Hamond“ in Nottingham genannt, der, die geklöppelten Spitzen seiner Frau musternd, auf den Gedanken kam, mit dem Webestuhle Aehnliches herzustellen, doch soll dieselbe später durch Heathcoat noch bedeutend verbessert worden sein. Diese sogenannten Bobbinnetmaschinen sind übrigens eine der complicirtesten und feinersten Erfindungen, die menschliche Intelligenz erdachte; manche derselben hat an 4000 Spulen, auf denen sich der Spizenzwirn befindet, die unter einander in Bewegung gesetzt werden, und einen fünf englische Ellen breiten Spizengrund und Muster liefern. Ueberdies erhalten gewisse Fabrikate, wenn sie aus der Maschine kommen, Siderstein und Muster, die von Arbeiterinnen mit der Nadel eingnäht werden. Nachdem die durch die Maschine erzeugte Spitze nun auch durch Menschenhände gegangen ist, wird sie gebleicht und zugerichtet, d. h. in Gummitwasser getaucht, auf Rahmen gespannt, dann mit Flanel abgerieben, in erwärmten Räumen getrocknet, und endlich aufgewickelt und gepreßt. So kommen nun die Spitzen in den Handel und sind dem Anscheine nach eben das, was das mühsame Flechtwerk der darbanden Klöpplerinnen ist, doch gleichwie jede nach gegen-

wütig herrschenden Begriffen elegante Dame, nur Schmuck aus echtem Gold und wirklichen Edelsteinen trägt, so sucht auch jede, deren Verhältnisse es überhaupt erlauben, Spitzen zu tragen, einen Vorzug darin, nur echte, geklöppelte Spitzen zu ihrem Puge zu verwenden. Die Mehrzahl der Frauen aber ist gezwungen, auch im Spitzen schmuck dem Schein zu fröhnen und unechte zu tragen. Darum hungern auch die Arbeiterinnen, trotzdem wir Kleider und Hüte, Mäntel und sogar oft Möbel mit Spitzen umgeben, und sie werden hungern, bis entweder ein neues Geschlecht das Spitzenklöppeln aufgibt und zu anderer Arbeit greift, oder die Mode die Maschinenspitzen in Verruf erklärt und die ihr ludigende Damenwelt zwingt, nur geklöppelte Spitzen zu tragen.

Die neueste Erscheinung in der Spitzenindustrie sind die in England erfundenen Eisenspitzen, aus einem biegsamen, unendlich feinen Draht gewebt. Ihr Aussehen soll nichts zu wünschen übrig lassen, ihre Dauer eine dem Material, aus dem sie bestehen, entsprechende sein. Aber die Mode hat ihnen noch keinen freundlichen Blick zugeworfen, und ohne ihre Gunst werden dieselben nicht bestehen können und bald vergessen sein. Oft dauert es auch lange, bis sie irgend eine Neuerung aus den Händen der Industrie annimmt, denn im Durchschnitt ist sie es, welche vorangeht, und die Industrie anweist, ihr zu folgen. Die Reiber von gesponnenem Glas z. B., die sich erkühn hatten, zu erscheinen, ehe sich ein Verlangen darnach aussprach, sah man in Wien lange in Ausstellungen, ja sogar in den Schaufenstern einiger Glashändler niden, bis sie endlich zur Berücksichtigung gelangten, und die modernen Hüte schmücken durften.

### Thorwaldsen als Dieb.

Es war in Rom. Wie schon oft, besuchte Thorwaldsen eines Tages wieder die liebenswürdige und kunstsinige österreichische Fürstin T. . . , in seinem Atelier. Der große Meister macht ihr die Honneurs und führt sie selbst von Thon zu Thon, von Marmor zu Marmor, macht seine schlichten und guten Bemerkungen und erklärt seine Intentionen. Mit einem Male aber wird er zerstreut, ja verwirrt, seine Blicke irren an der Gestalt der Fürstin auf und ab, ja, er spricht vielleicht sogar einen Unsinn. Die Fürstin, nach langem Umherwandern, setzt sich hin und wirft, um es sich bequem zu machen, ihren Shawl auf einen Stuhl. Wieder nach einiger Zeit erhebt sie sich und geht. Vielleicht ist ihr das zerstreute Wesen des Meisters aufgefallen und sagt sie sich, daß sie ihn störe. Kaum aber ist sie zur Thür hinaus, als sich Thorwaldsen seinen Schülern zuwendet und ausruft: „Habt Ihr es gesehen?“ — „Was denn Meister?“ — „Nun, die herrlichen Falten, die der weisse Erbesshawl der Fürstin wirft, so fein, so klein, wie nasse Gewandung! Das sind ja die griechischsten aller Falten! So etwas habe ich mein Lebtag nicht gesehen! Meinen Jason für einen solchen Shawl! Herrje, da liegt er ja, die Fürstin hat ihn liegen lassen, das ist ein Wink des Schicksals und sie will

ihn nie wiedersehen. Seht nur, wie prächtig er selbst den Sessell drapirt, als wäre er eine griechische Urne!“ — Nach diesen begeisterten Exclamationen nimmt Thorwaldsen den Shawl, drapirt eine seiner nackten Gestalten und bleibt in Entzückung vor den herrlich und anmuthig herabfließenden Falten des feinen, weichen Stoffes stehen. Aber da klopft es. Thorwaldsen fährt zusammen; der Prophet, der in jeder großen Künstlerseele sitzt, sagt ihm: man kommt, um den Shawl zu holen. Rasch reißt er den Shawl von der Statue, eilt damit in ein Nebenzimmer, versteckt ihn und kommt mit einem statuarisch ruhigen Gesichte zurück. Erst läßt er die Thüre öffnen; es ist richtig die Kammerfrau der Fürstin, die den vergessenen Shawl holen soll. — „Shawl?“ fragt Thorwaldsen; „hat Jemand einen Shawl gesehen?“ — Die Kammerfrau sucht, sämtliche Schüler suchen, Thorwaldsen selber sucht — der Shawl war nicht zu finden; die Botin zieht ab, die Fürstin konnte sich das Räthsel nicht erklären. Aber die wädere Seele des großen Meisters, wie sehr er auch entschlossen war, den so künstlerischen Shawl zu behalten, suchte doch nach einer guten Weise, um sich selbst zu beruhigen über den begangenen Diebstahl, und vielleicht hat die Fürstin sich das Verschwinden doch erklärt, als ihr Thorwaldsen nach einiger Zeit einen lieblichen Merkur in Marmor brachte und sie hat, dieses Geschenk von ihm anzunehmen.

### Literatur.

Bei A. Pichler's Witwe & Sohn in Wien ist erschienen: *Deutsche Novellen für die reisere Jugend gebildeter Stände*. Von Leopold Kordejsch. Der Verfasser obgenannter Erzählungen ist den Lesern dieser Blätter sehr wohl bekannt, und wir können und deshalb der Charakteristik seiner schriftstellerischen Thätigkeit entheben. Eine gewisse Routine, den Leser in Spannung zu erhalten, und den oft magern Stoff zu einer anziehenden Erzählung zu gestalten, macht sich auch in den vorliegenden Novellen geltend. Im Style wollen uns einige Provinzialismen nicht gefallen, wie z. B. „er saß am Sopha“ oder „es stand am Tische“. Doch das sind Mängel, die R. mit vielen österreichischen Schriftstellern theilt. — Das hübsch ausgestattete Bändchen enthält: Der Strafenfänger und sein Sohn; Treffende Abfertigung; Launen des Schicksals; Ein Erlebnis im Bakonyer Walde; das Bettlerkind; der Zwaltbe; eine Nacht ohne Morgen; der durchlauchtige Coriar; das rothe Tuch; die Prinzessin von Marsillac; der Grünvoad; die seltene Herberge, und ebrer Herzenszug eines Jünglings. — Einigen dieser Erzählungen sind wir schon in belletrischen Blättern begegnet. Wir können das Buch als unterhaltende Lectüre dem Publikum bestens empfehlen.

Die „Gartenlaube“ (Leipzig, G. Reil) steht jetzt in ihrem zwölften Jahrgange. Als ihre erste Nummer erschien, hatte der Sturm die alten belletrischen Blätter weggefegt oder bloß noch welke Trümmer von ihnen übrig gelassen. Auf dem leeren Boden baute die Gartenlaube sich auf und erreichte einen Erfolg, der in Deutschland unerhört war. Sie verdiente ihr Glück, müssen wir hinzusetzen; sie erwarb das nicht kleine Verdienst, das belletrische Zeitungswesen auf eine höhere Stufe zu heben. Sie hat dem großen Publikum einen Gemüth und Geist beschäftigenden Nahrungsstoff geboten. Sie behauptet nach wie vor in ihrem Kreise den ersten Platz und steht unter den illustrierten unterhaltenden Blättern ebenso ehrenvoll da, wie die „Illustrierte Zeitung“ in ihrem ernsteren und mehr praktischen Bereich.

Dem „Illustrierten Familienbuch“ des österr. Lloyd ist das 11. Heft des 4. Bandes erschienen. Es reißt sich in würdiger Weise seinen Vorgängern an, denn es birgt einen reichen Inhalt an Unterhaltendem und Belehrendem. Als ein Paar sehr interessante Aufsätze müssen wir „die altgermanischen Tabakspfeifen“ von Dr. J. Müller, und „die pyrenäische Halbinsel und die Spanier“ von dem berühmten Reisenden J. G. Kohl bezeichnen. Drei saubere Stahlstiche schmücken das Heft.